

# Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 № 2. 1897.

## 's Beller Trautl.

Novelle von **Paul Oskar Höcker.**

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verboten.)

Der Spielerhansl war plötzlich tief gerührt. „Was sagst? Noch nix g'geffen hast? Gar!“

Er gab eine gewaltige Tabakwolke von sich. „Und das ist mein Kind! Nix zu essen kriegt's und ragen muß's — a Schand ist's!“

„Mach' sich der Vater keine Sorg' um mich,“ entgegnete das Trautl.

„Keine Sorg'!“ wiederholte der Spielerhansl wehmützig, während er eine unsichtbare Thräne von der Wange wischte. „Das sagst Du so in Deinem jugendlichen Leichtsinne. Glaubst Du, 's ist mir nicht ein Herzenskummer, wann ich seh', wie Du Dich für fremde Leut' aufopferst? A Schand ist's! A Schand ist's!“ Der Spielerhansl schnaubte in sein großes rothes Taschentuch. Dann fuhr er in zärtlichem Tone fort: „Weißt, Trautl, und ich hätt' auch eine Bitt' an Dich. Möchtest nit zum Kramer gehn und ein Packertl Tabak bringen? Ich hätt' eh nix mehr für die Pfeifen, und das ist ja noch das Einzigt, was mich auf dieser Sündenwelt g'freut.“

„Möcht' der Vater nur bis zum Vesper warten. Die Bäurin zankt, wann ich jetzt von der Arbeit davonlauf'.“

„Ja, kunnst mir's denken,“ sagte der Puppenspieler, traurig das Haupt senkend, „ein tyrannisches Weib ist's — eine Intregantin! Da ist der Kramer doch eine andere Sort'. Der pumpt auch noch einmal, — meinst nit?“

Das Trautl hoffte es seufzend.

Befriedigt schob nun der

Puppenspieler ab. Ueber den Zaun rief er dann noch zurück: „Weißt, Trautl, und ein Kirschwasserl kunnst schon auch mitbringen, wenn D' eh beim Kramer bist. Hörst?“ Dann verschwand er wieder im Anbau, unter Seufzen und Brummen die Stiege zu dem niedrigen,

räucherigen Saal emporfletternd, in dem sein Marionettentheater aufgeschlagen war. Dort nahm er ein abgegriffenes Büchel zur Hand und „studierte“, das heißt, er starrte so lange auf das Titelblatt, bis ihm die Buchstaben verschwammen, und er mit einem tiefen Seufzer endlich sanft ent schlummerte.

Während der Vater oben auf solche Weise den künstlerischen Vorbereitungen für das Pfingstfest oblag, besorgte Trautl in den folgenden Stunden mit gewohntem Eifer den ihr zukommenden hauswirthschaftlichen Theil. Endlich waren auch die Gartenwege rund um die mit jungsprössendem Grün bedeckten Beete geharkt. Vom Kirchturm schlug es acht Uhr. Dämmerung war eingetreten. Nur die höchste Spitze des Ritzsteinhorns, das sich über den schneebedeckten Ausläufern des Hochgebirges zwischen dem Fuscher- und Kaprunerthal in schön geschwungenem, majestätischem Grat erhob, erglühete noch golden.

's Trautl machte Feierabend. Sie trat in's Gartenhaus und ließ, behaglich aufseufzend, ihre Blicke durch's Fenster über den See schweifen. Das eine Ende desselben lag schon in tiefem Schatten. Und schwarz erhob sich auch der felsige Hundstein jenseits des Sees. Im Norden breitete sich das tausendfach zerklüftete Steinerne Meer aus, dessen Zacken und Rämme, Spizen, Grate, Thürme und Wälle sich scharf vom röthlichen Abendhimmel abhoben. Tiefer Friede lag über der Landschaft.

Die Idylle wäre vollkommen gewesen, wenn nicht plötzlich ein Eisenbahnzug schnaubend und pfeifend dicht vor dem Gartenhausfenster vorübergefaust wäre. Als



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl Kunstverlag in München.



der Zug jetzt langsamer fuhr, beugte sich ein junger Mann aus einem der letzten Wagenfenster heraus. Trautl sah nicht hin, bemerkte auch den fröhlich durch die Luft geschwenkten Hut nicht. Ihre Blicke schweiften noch immer über den See — und wer weiß, wohin noch weiter — denn ihre Augen nahmen einen sehnsüchtigen Ausdruck an, und um ihre Lippen und ihr Kinn spielte ein gar zärtliches Lächeln.

Da — der Zug mochte kaum ein paar Minuten einpaffirt sein — lief Einer vom Bahnhof her die sonst menschenleere Promenade entlang und auf das „Neuwirthshaus“ zu. Er trug einen Bodenrock und Militärhosen, eine Schirmkappe und einen Rucksack. Im Knopfloch trug er ein Büschel Edelweiß, und in der Hand schwang er einen kurzen Stock. Er ging nicht, nachdem er unter der Bahnüberführung hindurch geschritten war, auf das Hauptgebäude zu, sondern schlich am Gartenzaun entlang nach dem Gartenhaus. Dort kletterte er zum Fenster empor, schwang seine Füße auf den Sims und blickte das mit einem erschreckten Aufschrei emporfahrende Trautl mit dem lustigsten Gesicht an.

„Trautl — jubuh!“

Dem ersten Aufschrei der Dirne folgte ein zweiter, aber ganz anders gearteter. Kein Schrecken und kein Zorn lag drin. „Toni! Meiner Seel — der Toni!“

Dieser kurze, durchaus nicht wortreiche Gedankenaustausch schien den Beiden vorläufig zu genügen. Der Ankömmling war vom Fenster Sims in's Gartenzimmer herabgesprungen, hatte die Dirn um's Wieder genommen und jauchzend an sich gedrückt und abgeküßt.

„Jetzt gib aber Ruh, Toni!“ rief Trautl, ihn abwehrend. „Ich kenn' mich ja nimmer aus. Mir ist eh ganz wirblich im Kopf.“

„Freust Dich denn? Freust Dich denn?“ jubelte der Bursche. „Hast mich denn nit g'sehn in der Eisenbahn? Ist denn die Bäurin zu Haus? Was macht Dein Vater? Hast mein Mutterl g'sehn? Ja, bist dann Du im Magdsdienst bei der Bäurin? Und hat sie's schon g'sagt, daß ich komm'?“

Eine gute Weile folgten sich Frage und Gegenfrage so hastig, daß Keines das Andere verstand.

„Einen Brief hast also an die Bäurin g'schrieben?“ rief Trautl. „O Du Schlauer! Und mir hast gar nix davon verrathen zu Weihnacht, als D' auf Urlaub da warst? Also, Du bist der Gast, den s' mit so viel Ehren erwartet?“

„Mit Ehren — mich?“

„Die große Kammer hat sie eingeräumt und einen Blumenstrauß neing'stellt.“

„Jetzt — da muß ich lachen.“

„Sie halt große Stücke auf Dich, Toni.“

„Kunnt mir's denken. Weißt, darauf hab' ich ja spekulirt. Die Schantlbäurin — hab' ich mir denkt — braucht einen männlichen Schutz, so lang bis sie sich wieder verheirathet. Und drum wird sie's Einem schon danken! Denn der alte Sepp ist eh nix mehr nuß. Und ich hab' ein Planerl im Kopf — wirst staunen, Trautl. Eh ein paar Zahl' rum sind, mach' ich einen eigenen Hof auf!“

„Du?“

„Wie D' mich siehst. Die Schantlbäurin muß hernach's Häusl geben und der Alpenverein die Wirthschaft.“

„Jetzt — was ist denn das?“

„In Wien hab' ich einen Herrn kennen g'lernt, der sagt, er wollt' sich für mich verinteressiren.“

„Und die Schantlbäurin — wie kommt die herein?“

„Denkst nit an die Moserhütten im Kaprunerthal?“

„Was — die? Das alt G'schieh? Wo der Poisl mit feini Rüh sitzt?“

„Ja, und aus der Hütten soll eine bewirth-

schastete Unterkunftshütten für die Bergkragler g'macht werden.“

„Gar!“

„Ich werd's vor der Bäurin schon veredessendiren. Der Alpenverein schießt was zu, und der Herr in Wien — 's ist ein Professor, ein gar feiner und unterhaltlicher Herr, der die Gegend ganz genau kennt — der will meine Sach' in der Sektion führen. 's fehlt nur noch, daß die Bäurin ja sagt und ein bißerl bauen laßt.“

„Jetzt, das ist eine Red'! Die wird für uns ein Nest bauen. Wo sie mich eh nit leiden mag, weil der Vater sich alle Tag mit ihr verzürnt.“

Der Toni wiegte schlau den Kopf. „Ich hab' eine Hoffnung. Sie hat mir 'was dervon g'schrieben. „Wann der Toni Zierl kommen will,“ hat sie g'schrieben, „so wird's eh sein Schaden nit sein. Der Toni soll auch nit Knecht zeitlebenslang sein. Wann er zeigt, daß ihm die Wirthschaft am Herzen liegt, dann wird sich die Josepha Schantl nit zieren, und wer weiß, was die Zukunft bringt, das walte Gott.“ Das hat sie g'schrieben. Ich weiß's schon ganz auswendig.“

„Das hat sie g'schrieben?“ Das Mädchen sah ihn mit ihren großen, glänzenden Augen verwundert an. „Weißt, Toni, aber bang ist mir doch, arg bang.“

„Bist mein kleins Schreckhaserl! Mein Hasenjückerl!“ Der Toni zog sie an sich und hob ihr Gesicht am Kinn zu sich empor. „Vertraust mir denn nit?“

„Dir, Toni? Das wär' arg, wann ich Dir nit trauen thät. Aber hast eh kein'n guten Ruf g'habt, als ich Dich's erste Mal g'sehen hab'.“

„O schweig!“ sagte der Toni. „Da bin ich ja so ein spatenhaft's Bübel gewesen. Und ich hab' Dich derzumalen doch noch nit kennt.“

„Ein arg wilber Strick bist g'wesen!“ sagte Trautl mit einem leisen Zittern. „Ich — ich hab' Alles dervahren. Das von der Hofleiterrin und von der Kellnerin in Bruck und — und —“

„Hör' auf!“ rief Toni, sich hinter'm Ohr frauend. „Brühsiedigheiß kunnt's Einem werden, wenn man bedenkt, was man doch bei jungen Jahren für ein Hallodri ist.“

„Hast Neu?“ fragte die Dirn, sich an seinen Arm hängend, indem sie ihn mit ihren großen Augen forschend ansah.

„Jedes Büffel, das ich von einer Andern g'kriegt hab', ist mir ein Greuel!“ betheuerte Toni. Und dabei machte er ein ganz ernsthaftiges, ja fast grimmiges Gesicht, was doch gewiß viel heißen wollte. „Weißt, Trautl, aber ein gut's Konterfei müssen s' Dir von mir entworfen haben, o mei! Doch gelt, jetzt hast Alles wieder vergessen?“

„Wann D' gut und brav bleibst, und fleißig bist, und nit trunksüchtig wirst, und in Allem Maß haltst, und mir treu bleibst, und mich nit quälst, und keine Schulden machst, und Dein Mutterl gut haltst —“

„Jetzt — bist Du aber unbescheiden!“ rief der Toni.

Da stand plötzlich der Spielerhansl hinter dem zärtlichen Paar.

„Also das ist mein Tabak?“ rief er entrüstet. „Schamst Dich denn nit? In stockdunkler Nacht mit einem fremden Mannsbild rumzuhofiren?“

Die Beiden waren erschrocken auseinandergefahren.

Der Spielerhansl erinnerte sich, in einer Anzahl rührender Schauspiele schon ähnliche Scenen dargestellt zu haben. Das Liebespaar lag darin gewöhnlich um Gnade flehend auf den Knieen, und die von ihm mit hinreißendem Feuer gespielte Scene hatte meist mit dem gräßlichsten Fluche des erzürnten Vaters oder einem ähnlichen Knalleffekt geendet. Während

der Spielerhansl seinen Spitzbart zwirbelte, dachte er nach, ob er seine dramatischen Kenntnisse hier einmal praktisch verwerthen sollte. Seine Tochter, die sich vom ersten Schreck sehr bald erholt hatte, sprach aber in einem so herzlichen, freundlichen Ton, daß er von seinem grausamen Vorhaben abstand.

„Ja, Vater, der Toni ist mein Schatz. Und wann's Dir g'fällt, dann wollen wir ein Paar werden.“

Der Toni bestätigte das.

„Em — aha. Na — da will ich euch halt meinen Segen geben!“ sagte der Spielerhansl großmüthig, indem er sein rothes Taschentuch hervorzog. Er schien anzunehmen, daß dieser Akt, den er sich selbstverständlich sehr feierlich mit Niederknien und segnend erhobenen Händen vorstellte, wie es ebenfalls in einer Anzahl Komödien vorkam, nicht ohne Nührung vor sich gehen werde.

Die Beiden schnitten ihm aber auch dieses Vergnügen ab, indem sie ihm einfach die Hand schüttelten und ihm mit ruhigen und vernünftigen Worten dafür dankten, daß er ihnen weiter keine Schwierigkeit in den Weg legte.

„Aber sollst noch nit weiter drüber reden, Vater!“ bat Trautl.

Der Spielerhansl erklärte sich nach Anhörung verschiedener Vernunftgründe damit einverstanden. Dann schlug er vor, gemeinsam im Wirthshaus einen Schoppen Tiroler zu trinken, um das feierliche Ereigniß gebührend zu begießen. Trautl schloß sich von vornherein davon aus. Der Spielerhansl ließ seinen neugebackenen Schwiegersohn aber nicht so leichten Kaufs davon.

„Ein Schöpperl wirst Du doch mit mir trinken wollen? — Geh', Trautl, hol's von der Neuwirthin. Sie soll's auf meine Rechnung schreiben!“ sagte er großartig.

Hiervon wollte nun aber Toni nichts wissen. „Gehn wir halt in die „Krone“, wenn schon getrunken sein muß. Dort sieht uns wenigstens die Schantlbäurin nit.“

Er sagte das ziemlich unlustig.

Der Spielerhansl leckte sich die Lippen. Er sah seinen neuen Eidam von der Seite an und überlegte, ob er ihn schon heute Abend oder erst bei einer nächsten passenderen Gelegenheit anpumpen sollte. Schließlich entschied er sich aber doch für das Erstere. Die beiden Verlobten mußten Abschied voneinander nehmen. Dann schob der Spielerhansl seinen Arm unter den seines Schwiegersohnes und zog ihn mit sich fort.

In der „Krone“ gab's ein großes Hallo, als die Beiden eintraten. Sofort wurden sie umringt. Der Puppenspieler fühlte sich durch den fröhlichen Empfang mit geehrt.

„Bist wieder da vom Militär? — Jubuh, der Toni! — Und wie er sich halt't, wie ein Oberster! — Safra, und einen Schnauzbart hat er g'kriegt! — Toni, kennst mich denn auch noch? — Sag', hast auch den Kaiser g'sehn? — Und kommst jetzt ganz nach Zell? — Wo stehst dann eini? — Was, bei der Neuwirthin? — So ein Safra!“

So schwirrte es durcheinander. Bald stand vor jedem der Anwesenden ein frischgefüllter Schoppen. Der Toni mußte Schnurren, Erlebtes und Erdichtetes erzählen. Man sprach über Politik und Krieg, denn Einer, der gerade vom Militär kam, mußte doch 'was Genaues wissen, staunte ob seiner Berichte über das großartige Wien, und bald stand vor Jedem der zweite Schoppen. —

Inzwischen hatte Trautl daheim das Gartenhaus zugeschlossen und den Schlüssel abgezogen und der Schantlbäurin gebracht.

„Jetzt geht noch in's Kammerl und stellst einen Trunk frisch's Wasser hin. In einer halben Stund' kommt der letzte Zug.“



„Der letzte Zug?“ fragte Trautl mit etwas gerötheten Wangen. „Wen erwartet denn die Bäurin?“

„Den Toni Zierl, der jetzt den Oberknecht hier im Haus abgeben wird, daß ihr's nur Alle wißt!“

„Den Toni?“ rief in diesem Augenblick die Kellnerin. „Der ist ja schon seit einer Stunde im Markt.“

„Gar!“ rief die Bäurin, blaß werdend, während das aufhorchende Trautl noch röther ward.

„In der „Krone“ sitzt er. Der Obereigner von Bruck ist vorübergekommen und hat ihn g'sehn mit einer ganz lustigen Schaar von seinen alten Freunden.“

„Jetzt — das ist g'spaßig!“ sagte Josepha Schantl.

„Ja — und rothe Köpfe hätten s' eh schon!“ setzte die Kellnerin hinzu, die sich freute, über einen neuen Vorgesetzten recht schlechte Auskunft geben zu können. „Er wird g'rad kein Heiliger g'worden sein bei den Soldaten — der Toni. Und daß er gar in die „Krone“ geht, wo ihm's „Neuwirthshaus“ doch viel ehnder am Herzen liegen sollt“ —

Die Schantlbäurin unterbrach den Redestrom der Kellnerin durch ein zorniges Aufstampfen.

„Schweig!“ rief sie kurz und rauh. Sie hatte die Arme verschränkt, und ihre Wangen rötheten sich.

Trautl war zur Abwechslung um so blässer geworden.

### 3.

In der folgenden Nacht schliefen Alle nicht. Die Schantlbäurin lag wach in ihrem gewaltigen Himmelbett, an den Lippen nagend und sich unruhig hin und her werfend; die alte Zierl konnte in ihrer kleinen Bude unten am See vor freudiger Erregung und vor Zugluft keinen Schlaf finden; Trautl erwartete klopfenden Herzens in dem ihr als Schlafstelle dienenden Winkel des Theaterkaals die Heimkehr des Vaters, und eine lustige Gesellschaft lachte, schwatzte, trank und sang in der gemüthlichen Wirthsstube, zur Krone noch lange, nachdem der Kronenwirth schmunkelnd in's Bett gestiegen war.

So brach der Pfingstsonntag an.

Die Erste, die dem Festtag „Guten Morgen“ sagte, war die alte Zierl. Sie hatte sich am gestrigen Abend in der während des Winters von Wetter und Sturm arg mitgenommenen Bude ein nothdürftiges Lager bereitet. Frierend hauchte sie in ihre zitternden Hände. Als es zur Frühmesse läutete, humpelte sie zum „Neuwirthshaus“, um einen warmen Schluck zu sich zu nehmen und nach ihrem Toni auszuschaun.

Die Schantlbäurin befand sich in fürchterlicher Laune. Sie hatte sich schon zeitig aus den Federn gemacht und die beiden faulsten Mägde eigenhändig aus den Betten geholt. Auf die Rosel schien dies plötzliche Auftauchen der Hausfrau in der Mägdokammer einen Schreck ausgeübt zu haben, von dem sich namentlich die linke Seite ihres kugelrunden Angesichts noch immer nicht zu erholen vermochte. Inwieweit die brennende Nothe ihrer Wangen mit ihrer bei solchen Anlässen beliebten Losmäuligkeit und der „raschen Hand“ der Schantlbäurin zusammenhing — darüber verlangte das übrige Gefinde keinerlei Auskunft. Denn selbst das kleine Peterl, das sich beim Ankleiden und Waschen etwas trotzig gezeigt hatte, war von ihr mit einem fühlbaren Hinweis auf das Ungehörige solcher Widerspenstigkeit bedacht worden. Peterl glaubte seinem Erstaunen hierüber in einem mörderischen Geschrei Ausdruck geben zu müssen. Dies trug nicht eben zur Erhöhung der allgemeinen Festtagsstimmung bei.

Das Gewitter, das sich da unter blauem Himmel bei goldenem Sonnenschein am heiligen Pfingstsonntag über dem „Neuwirthshaus“ zusammenzog, fand endlich einen Blizableiter.

Die Bäurin gerieth nämlich mit dem Puppenspieler aneinander. Es war aber auch zu unvorsichtig vom Spielerhansl, heute in aller Herrgottsfrüh am Schantlisch in der Wirthsstube einen Enzian zu fordern, und zwar — wie die Schantlbäurin nach den sonstigen Gepflogenheiten des Puppenspielers anzunehmen berechtigt war — wieder auf Pump.

„Geh' der Herr in die „Krone“! Dort scheint's ja dem lustigen Volk von Zell und Umgegend besser zu gefallen, als bei mir!“ rief sie mit vor Erregung zitternder Stimme.

Der Spielerhansl schmatzte mit den Lippen.

„Ja, ein Weinl hat's da g'geben — fein! Ist halt ein sauberes Haus die „Krone“. Lauter gute G'sellschaft find't sich da z'sammen.“

„Muß eine feine G'sellschaft z'sammen g'kommen sein, wann Ihr mit derbei wart.“

„Jetzt — was will die Frau Schantl damit sagen?“ rief der Spielerhansl unsicher.

„Leicht — daß ich nit in die G'sellschaft g'hört hatt?“

„Beileib nit. Nur daß sie halt nit besser war, als sie zu Euch paßt. Und das merkt Euch heut' einmal gleich: wann Ihr im „Neuwirthshaus“ pumpen wollt, dann seid fein artig. Und wie Ihr mir jetzt kommt, so kriegt Ihr auch kein Tröpfel. Dort hat der Zimmermann's Loch g'lassen.“

Der Spielerhansl schlug eine Lache auf, so effektiv, daß sie für einen Altschluß in seinem Marionettentheater genügt hätte, griff mit einer königlichen Bewegung in seine Hosentasche und warf der Schantlbäurin ein Zehnerl auf den Schantlisch hin. „Wann's Euch bloß um den Mammon ist — da nehmt!“

Die Schantlbäurin schob das Geldstück mit dem Handrücken nachlässig über den Tisch. „Rosel, gib dem Herrn da einen Enzian!“ rief sie der Kellnerin zu.

„Einen großen!“ fügte der Puppenspieler fürsorglich hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

## In der Fremde.

(Mit Bild auf Seite 9.)

Offenbar stammt das junge Weib auf dem Gemälde von A. de Courten, das unser Holzschnitt auf S. 9 wiedergibt, aus dem Süden. Mit ihrem Manne ist sie in die Fremde gezogen, wo er in der norddeutschen Stadt gute Arbeit über den Winter haben sollte. Aber er erkrankte und starb, und nun stand die Wittwe mitterlebenslang da und ohne Mittel. Da ist ihr der Gedanke gekommen, als Kastanienrösterin sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Ihr Stand befindet sich in einem etwas geschützt liegenden Winkel an einer Hauptstraße; vor ihr steht ein kleiner Ofen, in dem sie die Kastanien röstet, die sie zum Verkauf hält. Es bringt nicht viel ein, aber doch genug für sie, die so wenig Bedürfnisse für ihre Person hat, daß sie ihren Handel in der Hauptabsicht anfang, dadurch zu sparen und in die Heimath zurückreisen zu können. Wir lesen es in ihren Augen, wie ihr Sehnen zurück nach dem sonnigen Süden fliegt, während sie sich an dem Ofen die kalten Hände wärmt.

## Persischer Derwisch.

(Mit Bild auf Seite 12.)

Ueber alle Theile der mohammedanischen Welt ist der Orden der Derwische und Fakire verbreitet. Unser Bild auf S. 12 stellt einen persischen Derwisch dar, in dem Mönchsmantel (Sirkä), auf dem Kopfe eine hohe, spitze Mütze (Kulab) und in der Rechten die Art (Zeber). Letztere dient jedoch nicht als Waffe, sondern ist das symbolische Zeichen der Selbstüberwindung, da nach der Ordensregel ein Derwisch seine Leidenschaften mit der Art tödtlich schlagen, das heißt völlig in sich ertöbten soll. Bezeichnend ist ferner das lange Haar, das die Derwische nie abschneiden,

während der gewöhnliche Mohammedaner den Kopf rasirt. Im Gürtel endlich steckt der Kinschal, das breite zweischneidige Messer, wie es in Transkaukasien allgemein üblich ist, wo selbst Frauen, Bettler und — Kellner nicht ohne diese Waffe in der Doffentlichkeit erscheinen.

## Bienenfresser und Grillenheuschrecken.

(Mit Bild auf Seite 13.)

Am Nordrande der algerischen Sahara trifft man besonders häufig den schönsten Vogel ganz Europas: den Bienenfresser oder Bienenwolf. Das Gefieder dieses prächtigen Thieres trägt fast alle Farben des Regenbogens, und seine schlanke Gestalt gewinnt noch durch den dünnen, leicht gebogenen Schnabel und die zwei verlängerten, zierlich zugespitzten mittleren Schwanzfedern. Seine Nahrung besteht in allerlei Insekten, und bei seinem ungeheuren Appetit entvölkert er oft ganze Bienenstöcke zum Verdruss der Züchter, die ihm deswegen den eigenhümlichen Namen gaben. In dem oben genannten Gebiet ist die dicke, plumpe, schwarz- oder rothpunktirte Grillenheuschrecke aber auch sehr häufig, und diese verspeisen die Bienenfresser ebenfalls gern als fette Beute (siehe das Bild auf S. 13). Diese Kerbthiere sind zu schwerfällig, um durch Laufen oder Springen sich zu retten, deswegen versuchen sie es auf eine andere, höchst eigenthümliche Art. Wo die ersten Weinpaare sich an ihren Körper ansetzen, befinden sich nach oben gerichtete Poren, durch die sie eine ägende grünliche Flüssigkeit ausspritzen können, wie bei der oberen Grillenheuschrecke unseres Bildes deutlich zu sehen. Nicht selten gelingt es ihnen, auf diese Weise den Gegner zu verschrecken und die Gefahr abzuwenden.

## Ein Konzert in St. Cloud.

Geschichtliche Erzählung von J. O. Hansen.

(Nachdruck verboten.)

Am Nachmittag des 7. April 1804 saßen die Gemahlin des Generals Laraman und deren bildschöne neunzehnjährige Tochter Hermance im kleinen Salon ihrer etwas eingeschränkten Wohnung, die sich im ersten Stock eines schmalen Hauses in der Straße St. Honoré befand, traurig bei einander. Dampfe Gerüchte von immer neuen Verschwörungen und finsternen Anschlügen gegen das Leben des ersten Königs, von dem man ahnte, daß er beabsichtigte, sich die Kaiserkrone auf's Haupt zu setzen, durchschwärmten Paris. Man wußte, wie energisch und erbarmungslos Napoleon und seine gewandten Polizeibeamten gegen derartige wirkliche oder vermeintliche Verschwörer vorzugehen sich nicht scheuten — dafür gab es schon manche blutige Beispiele. Wenige Tage zuvor war der Herzog von Enghien im Schloßgraben von Vincennes erschossen worden. Das war nur eine der blutigen Antworten des erzürnten Korsen auf die bourbonischen Anschläge. Die Generalin und ihre Tochter hatten wohl Ursache, zu erbeben, denn der General Laraman war, wenn auch nach ihrer Ueberzeugung ganz unschuldig, in die Verschwörung Picagreu's verwickelt und schmachtete zur Zeit im Gefängniß.

Die Ausstattung des Salons, in welchem die beiden Damen sich aufhielten, zeugte wohl von feinem Geschmack, doch nicht gerade von Reichthum. Der werthvollste Gegenstand darin war ein prächtiges Klavier, auf welchem Hermance sonst mit Meisterschaft zu spielen pflegte, denn sie war musikalisch höchst begabt und besaß die herrlichste, trefflich geschulte Sopranstimme, die an Schönheit, Kraft und Fülle damals von keiner anderen in der Hauptstadt übertroffen wurde. Früher, wenn sie ihre Zaubertöne erschallen ließ, waren oft kunstsinntige Leute auf der Straße vor dem Hause stehen geblieben und hatten mit Entzücken gelauscht. Seit geraumer Zeit aber war die holde Sängerin ganz verstummt — nämlich seit ihr Vater, bedroht von so furchtbarer Anklage, im



Gefängnisse schmachtete. Alle Lust am Singen hatte sie verloren, und trübe, dumpf und still flossen ihr die Tage dahin.

Die Uhr auf dem Kaminsims schlug mit hellem Klange vier. Da wurden sporenkirrende Schritte auf der Treppe laut, und gleich darauf erschien unangemeldet, wie nur ein Vertrauter des Hauses erscheinend, ein junger stattlicher Lieutenant der Konsulargarde. Er hieß Viktor Latour — eigentlich Viktor Graf de Latour — aber den Grafentitel hatte seine Familie in der Revolutionszeit vernünftiger Weise, um die Köpfe zu retten, abgestreift.

Jetzt freilich blühte ja die Aussicht, denselben bald ungehindert wieder annehmen zu können, da Napoleon als Kaiser vorausichtlich zur größeren Verherrlichung und Zierde seines künftigen Hofes alten und neuen Adel um sich versammeln würde. Viktor war verlobt mit Hermance, und der unerschütterlichen Liebe und Treue für die Ausgewählte seines Herzens hätte er, wenn es hätte sein müssen, alle seine glänzenden Aussichten ohne Weiteres geopfert.

Mit etwas umwölkter und sorgenvoller Miene trat er in den Salon, begrüßte herzlich die angestohlene ihn anblickenden Damen und setzte sich dann zu ihnen an den Tisch am Fenster.

„Viktor,“ sagte seine Braut beklommen, „bringst Du uns noch immer keine hoffnungsvolle, keine tröstliche Nachricht?“

„Ich bringe wohl einen phantastischen Schatten von Hoffnung,“ versetzte er. „Aber ich muß gestehen, kaum wage ich, eine so seltsame Phantasie Dir zu offenbaren.“

„Du glaubst, es sei doch vielleicht noch eine

„Auf gewöhnliche Art geht's nicht, so muß es also auf außergewöhnliche versucht werden,“ sagte der junge Offizier. „Bei Bonaparte's Mutter Lätitia und bei seiner Gemahlin Josephine seid ihr ja gewesen. Ich bin überzeugt, daß Beide in eurem Interesse auf den Gewaltigen einzuwirken versucht haben. Aber vergebens natürlich! Denn Napoleon liebt es nicht, daß Frauen sich in Staatsangelegenheiten mischen; er hat seiner Mutter und seiner Gemahlin das wohl schon öfter deutlich genug zu verstehen gegeben.“

„Ja,“ bemerkte die Generalin trübinnig, „Madame Lätitia Bonaparte hat mir durch ein kurzes Briefchen mitgeteilt, daß sie leider nicht im Stande sei, etwas Ersprießliches in unserer Sache zu thun; und auch Madame Josephine hat mir brieflich ihr Bedauern ausgedrückt, augenblicklich nicht helfen zu können. Wir vermochten also in den Tuilerien nicht bis zum ersten Konsul zu dringen. Aber da er sich nun nach Saint Cloud be-

geben hat — herrscht denn dort auch dieselbe strenge Palastordnung?“

„Ebenso strenge, wie in Paris,“ versetzte der Lieutenant achselzuckend; „das Schloß ist stets von einer doppelten Kette von Gardien und geheimen Polizisten umgeben. In jedem Unbekannten, der sich zufällig nähert, wird ein Verschwörer, ein Mörder gewittert. Der Himmel weiß es, Hermance, ich habe mir alle er-



Persischer Derwisch. (S. 11)

Möglichkeit für meine Mutter und mich, bei dem ersten Konsul eine Audienz in unserer traurigen Angelegenheit zu erlangen?“

„Für Deine Mutter niemals.“

„Also für mich gibt es einen Schatten von Hoffnung?“

„Vielleicht, Hermance!“

„So sprich Dich doch darüber aus, Viktor! O, lasse mich den Schatten schnell erhaschen!“





Bienenfresser, den Grillenheuschrecken nachstellend. (S. 11)



denkliche Mühe gegeben in eurer Sache, habe mich in den Tuileries sowohl, wie in St. Cloud an alle Leute von Einfluß gewandt und endlich auch an Bonaparte selbst, als sich mir eine gute Gelegenheit bot. Es ist Alles vergebens. Er will nichts hören. „Das ist Sache der Justiz,“ sagte er; „man belästige mich nicht mehr mit solchen Bitten!“ Und dann wandte er mir den Rücken zu. Nun, man weiß ja, wie seine Kabinettsjustiz beschaffen ist: neulich wurde der Herzog von Enghien bei Nacht und Nebel erschossen, und in der letzten Nacht — nun, ihr wißt ja wohl schon, was sich ereignet hat.“

„Es ist uns nichts davon bekannt geworden, daß in der letzten Nacht etwas Besonderes geschehen ist,“ sagte die Generalin.

„Nun denn, es kann laut gesagt werden, denn die Polizei selbst läßt es seit einigen Stunden überall bekannt machen, jedenfalls auf höheren Befehl. Als heute Morgen der Wärter in Pichegru's Zelle trat, lag der General todt auf seinem Bette und hatte sich angeblich selbst erdrosselt mit seinem schwarzen seidenen Halsstuch.“

Der junge Offizier machte eine kleine Pause. Er sah sich behutsam und forschend um. Alles war still im Hause. Kein Lauscher im Nebenzimmer, kein Spion der geheimen Polizei auf dem Korridor. Draußen auf der Straße St. Honoré rasselten eben einige Kutschen vorbei. Da neigte er sich zu den beiden Damen hinüber und sprach im Flüsterton: „Jetzt rede ich wie in einen Brunnen hinein! Hoffentlich haben die Wände keine Ohren! Die Polizei lügt — lügt auf Befehl, um das einfältige Volk irre zu leiten. Ich weiß aber aus sicherer Quelle, wie die Sache zusammenhängt. Auf geheimen Befehl des ersten Konsuls ist in der letzten Nacht der gefangene General Pichegru erdrosselt worden. Man scheute eine öffentliche Hinrichtung, weil Pichegru, dieser edle Mensch und tapfere Kriegerheld, in Frankreich noch so viele Freunde hat. So zog man denn vor, ihn durch „Selbstmord“ enden zu lassen.“

„Entsetzlich!“ rief Hermance schauernd. „Und in der Gewalt eines solchen Despoten, der vor keiner Greuelthat zurückbebt, wenn sie ihm politisch nothwendig erscheint, befindet sich mein unglücklicher und unschuldiger Vater! Ach, was kann ich doch nur thun, um ihn vor dem Verderben, vor dem gräßlichen Schicksal Pichegru's zu retten? Denn auch mein guter Vater ist bei den Soldaten so sehr beliebt.“

Ihre Mutter verhüllte schluchzend das Haupt. Sie begriff nun ebenfalls die ihren Gemahl bedrohende Gefahr, welche der tief in die politischen Geheimnisse der Zeit eingeweihte junge Gardeoffizier soeben angedeutet hatte.

„Theure Hermance,“ sagte Viktor zärtlich, „jetzt komme ich auf den Schatten von Hoffnung, den ich für Dich mitgebracht habe. Der Gedanke, Dich nach St. Cloud zu bringen, und zwar so, daß Du mit Bonaparte sprechen kannst, ist freilich nicht ganz von mir. Mein Freund Mèhul hat ihn in mir angeregt.“

„Der berühmte Komponist?“

„Ja, er selbst! Ich kenne ihn seit meinen Knabenjahren, denn er war früher mein Klavierlehrer, als er noch jung, arm und unbekannt war. Und er kennt Dich auch, Hermance; er weiß, daß Du meine Braut bist.“

„Ich habe ihn noch niemals gesehen, das weiß ich bestimmt.“

„Er hat Deinen Gesang gehört. Zuweilen, wenn er durch die Straße St. Honoré ging und Dich singen hörte, einmal sogar seine eigene Komposition, ist er stehen geblieben und hat mit Entzücken gelauscht, so sagte er mir. Er meint, daß Du eine große Künstlerin seiest und noch besser sängest als Madame Branchu, die Primadonna der Großen Oper, die augenblicklich erkrankt ist.“

„Aber was hat dies Alles mit der Angelegenheit meines armen Vaters zu thun?“

„Höre! Heute ist Dienstag — am nächsten Freitag soll in St. Cloud ein Konzert stattfinden, in welchem einige Stücke aus der neuen Oper, womit Mèhul beschäftigt ist, zum Vortrag gelangen sollen. Bonaparte schätzt Mèhul's ernste Musik sehr hoch. Crescentini, Garat und andere Sänger sollen mitwirken, als Sängerin Madame Branchu, welche aber krankheits halber hat absagen lassen müssen, wodurch man nun in arge Verlegenheit gerathen ist, wie man das Terzett besetzen soll.“

„Ein Terzett?“

„Ja, aus der neuen Oper. Ein Terzett für Bass, Tenor und Sopran. Der Inhalt ist dieser: Sopran und Tenor flehen in den ergreifendsten Tönen den grausamen Bass an, der dann auch schließlich nachgibt. Es handelt sich nämlich um Erlangung von Gnade für einen Unschuldigen. Die ganze Situation hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Angelegenheit Deines Vaters.“

„O,“ murmelte Hermance, „ich begreife jetzt Deine Absicht.“

„Dem Sopran ist bei diesem herzzerreißenden Flehen die Hauptaufgabe gestellt,“ fuhr Viktor fort. „Eine Sängerin ersten Ranges gehört dazu, die ihre Seele in den Gesang hineinlegt. So kommt es denn darauf an, durch den gefanglichen Vortrag das harte Gemüth des ersten Konsuls zu rühren und zu erschüttern, so daß, wenn er der Sängerin wegen ihrer Kunst artige Komplimente macht, diese die passendste Gelegenheit fände, ihm zu sagen, was ihr Herz schmerzlich bewegt.“

„O ja, o ja!“ rief die junge Dame mit leuchtenden Augen, „ich werde die Sängerin sein! Dank Dir, Viktor!“

„Aber,“ bemerkte die Generalin kopfschüttelnd, „was werden die Damen des Hofes dazu sagen, besonders Frau Lätitia und Josephine Bonaparte, welche Dich ja persönlich kennen? Ebenso Duroc und die anderen hohen Offiziere seiner Umgebung mit ihren Damen, die ja jedenfalls dabei sein werden?“

„Es ist wahr,“ murmelte Hermance; „ich hatte nicht daran gedacht. Das ist ein Hinderniß.“

„Nein!“ sprach der junge Offizier. „Alle diese Herren und Damen sind der Familie des Generals Laraman wohlgesinnt, dessen Unglück sie insgeheim beklagen; sie werden so thun, als ob die Sängerin, Mademoiselle Hermance, ihnen unbekannt sei, so daß keine Störung eintreten kann; dafür werde ich sorgen. Ob aber Bonaparte, dieser stahlharte Charakter, sich wirklich rühren läßt durch die bestrickende Zaubergewalt der Töne, das ist freilich schwer zu ermessen. Doch ist's wohl möglich. Mèhul, der an sein Meisterwerk glaubt, hofft das Beste. Soll ich also die Herren Mèhul und Garat, sowie den ersten Bassisten der Großen Oper morgen Nachmittag, an welchem ich wieder dienstfrei bin, hierher bringen? Dann könnte ja eine Probe abgehalten werden.“

„Ja, ja!“ rief Hermance in begeisterungsvoller Erregung. „O, ich glaube an die Zaubermacht des Gesanges! Du sollst es erfahren, Viktor, daß ich mein Bestes thun werde!“

Es wurde noch weiter darüber hin und her gesprochen, und immer mehr begeisterten sich die Beiden für den seltsamen Plan, so daß zuletzt auch die Generalin an das mögliche Gelingen desselben zu glauben anfangte.

Darauf entfernte Viktor Latour sich, um alles Nöthige rasch zu veranlassen, und begab sich zunächst zu Mèhul. Dieser war damals ein freundlicher und weltgewandter Mann von einundvierzig Jahren, als Mensch und Künstler gleich achtungswerth.

Latour traf den berühmten Komponisten zu Hause.

„Nun, was meint das Fräulein?“ fragte Letzterer gespannt.

„Hermance ist mit Begeisterung auf unseren Plan eingegangen.“

„Wahrhaftig, das freut mich sehr! Wenn sie mit ihrer Parthie in meinem Terzett nicht dem korrumpirten Kriegerhelden Thränen in die Augen zaubert, so hat er überhaupt keine zu vergießen und sein Herz müßte eine Kanonenkugel sein.“

„Wollen Sie freundlichst die Noten noch heute Abend meiner Braut zusenden? Mit allem Eifer und Fleiß wird sie die Parthie einstudiren und morgen Nachmittag um vier Uhr könnte dann in der Wohnung der Generalin eine Probe abgehalten werden, die Sie wohl selbst am Klavier begleiten und dirigiren?“

„Das versteht sich! Ja, das läßt sich Alles so einrichten.“

„Ich danke, Meister! Und welcher Bassist wird in dem Terzett mitwirken? Die Große Oper verfügt ja zur Zeit über zwei erste Kräfte in diesem Fache. Wen haben Sie ausersehen: den alten braven Cheron oder den jüngeren Adriens?“

„Adriens ist der Erwählte; seine Stimme ist jetzt von höchster Kraftfülle und markiger Gewalt; er ist also für die Tyrannenrolle ausersehen. Mit Cheron will es nicht mehr so recht; er wird nachgerade ein wenig stumpf und seine sonst so wundervolle Stimme wird allmählig etwas rostig.“

„Sie werden wohl auch den Sängern unser Geheimniß anvertrauen und die beiden Herren um vorläufige Verschwiegenheit bitten, bis Alles sich entschieden hat, sei's denn zum Guten oder zum Mißlingen?“

„Das werde ich thun. Verlassen Sie sich ganz auf mich.“

Am Nachmittag des folgenden Tages stellten alle Theilnehmenden sich pünktlich ein in der Wohnung der Generalin. Zuerst kam Viktor Latour, dann gleich darauf Mèhul mit Garat und dem Bassisten Adriens. Letzterer war ein schöner Mann von imponirendem Aeußern und doch in seinem Wesen wie in seiner Kleidung einfach und anspruchslos.

Ganz anders Pierre Jean Garat, damals der gefeiertste Sänger in Paris. Er war vierundvierzig Jahre alt, ein kleiner beweglicher Mann mit häßlichem, affenähnlichem Gesicht, sein Haar in zahllose Locken gekräuselt, sein Kinn in einer ungeheuren Halsbinde begraben. Was seine närrische Kleidung anbelangt, so übertrieb er darin noch die tollste Mode jener kostümtollen Zeit. Die Gecken, welche man heute „Sigerl“ nennt, nannte man damals „Incroyables“. Und der auffallendste, am wahnsinnigsten herausstaffirte Incroyable von ganz Paris war Garat.

Aber dies groteske Affengesicht, diese närrische Kleidung, diese seltsamen und affektirten Manieren vergaß man allerdings vollständig, wenn der Mann den Mund öffnete und die wundervollsten Sängestöne mühelos seiner Kehle entquollen. Dann wurde dem entzückt lauschenden Hörer wohl klar, daß dieser buntschneidige, narrenhafte Incroyable das musikalische Wunder Frankreichs sei.

Mèhul und Adriens hatten einfache, herzliche Worte der Theilnahme für Mutter und Tochter. Garat gab seiner Theilnahme auch Ausdruck, aber auf seine gewöhnliche seltsame und affektirte Art; man sah ihm an, daß er glaube, er würde die Hauptperson sein in dieser musikalischen Intrigue.

Dann fand die Probe statt. Mèhul saß am Klavier, begleitete und dirigirte den Gesang.

Draußen auf der Straße St. Honoré blieben wohl viele Leute stehen und lauschten den



prachtvollen Stimmen. Nachbarn, welche das trübe Mißgeschick der Familie kannten, schüttelten erstaunt die Köpfe und begriffen nicht den Zusammenhang.

Und so wurde denn das Terzett probirt, nochmals probirt und endlich mustergiltig gesungen.

Adriens war zuerst erhaben und furchtbar in seiner Wuth, dann herzwinnend in seiner Milde, Garat herrlich und unnachahmlich wie immer, aber das Wundervollste und Herzbewegendste im Gesange dieses Dreigestirns leistete doch Hermance, so daß ihrer Kunst die Anderen mit Erstaunen huldigen mußten.

„Sind Sie zufrieden mit mir, Meister?“ fragte sie mit wehmüthigem und doch siegesgewissem Lächeln.

„Keine Andere thut es Ihnen gleich!“ sagte Mchul ergriffen. „Sie übertreffen unsere erste Sängerin, die Branchu!“

„Das ist wahr,“ bemerkte der Bassist.

„Mein Fräulein,“ rief Garat mit Emphase, „bis jetzt hat die musikalische Kritik wegen meiner unnachahmlichen Triller mich die einzige wahrhafte menschliche Nachtigall in Frankreich genannt. Fortan aber gibt es zwei Nachtigallen in Paris!“

Darauf verabschiedeten sich die wackeren Künstler.

So war denn bis jetzt noch Alles gut gegangen. Und Hermance fühlte sich nun noch viel zuversichtlicher als zuvor.

Der merkwürdigste Abend in ihrem Leben, der letzte Freitagabend im Aprilmonat 1804, brach an. Mchul und Viktor Latour hatten Alles geschickt vorbereitet und viele Personen in's Vertrauen gezogen, auf deren Verschwiegenheit und Beihilfe sie sich verlassen konnten. Dazu gehörten auch die eigene Mutter Napoleon's, Lätitia, und seine Gemahlin Josephine, die Beide sehr gespannt darauf waren, ob der unbeugsame Kriegsheld sich durch den Gesang einer jungen Dame würde berücken lassen. Lätitia bezweifelte dies und sagte heimlich zu ihrer Schwiegertochter, alle Sirenen der alten und neuen Zeit würden ihren Sohn nicht bezaubern können. Aber Josephine meinte hoffnungsvoll, es sei doch vielleicht ein Wunder nicht ganz unmöglich.

Napoleon wohnte sehr gern in dem schönen St. Cloud, als erster Konsul, wie auch später als Kaiser. Vielleicht rührte die Vorliebe, welche er für dieses Schloß stets empfand, daher, weil es gewissermaßen die Wiege seiner Herrschergewalt, die erste Stufe zum Throne für ihn gewesen war. Hier hatte nämlich der kühne Handstreich des 18. Brumaire stattgefunden, an welchem ereignißvollen Tage Bonaparte mit seinen Grenadieren den im Orangeriegebäude von St. Cloud versammelten Rath der Fünfhundert auseinander jagte.

Im prachtvollen geräumigen sogenannten „Saal der Aurora“ flammten Hunderte von Wachsterzen auf den glitzernden Krystallfronleuchtern. Die mit karmoisinrothem Sammet überzogenen bequemen Sessel waren für die Zuhörer zurechtgestellt. In einem kleineren Nebensaale, wo Lakaien Erfrischungen umherreichten, harrten die aus Paris gekommenen Künstler und Künstlerinnen. Endlich wurde geklingelt zum Anfang des Konzerts.

Der erste Konsul erschien mit seiner Familie im Saal und wählte selbstverständlich für sich und seine Damen die besten Plätze in der vordersten Sesselreihe. Napoleon sah bleich und nervös erregt aus — wohl eine Folge der vielen Intriguen, die er fortwährend zu bekämpfen hatte. Die eingeladenen Herren und Damen des Hofes nahmen ebenfalls ihre Plätze ein. An der breiten Flügelthür hielten zwei Gardisten in Galauniform Wache; dort befand

sich auch der diensthabende Lieutenant der Schloßwache, Viktor Latour, der es so geschickt einzuweichen gewußt, daß er für den Freitagabend das Wachtkommando erhielt.

Zuerst wurde eine Instrumentalmusik gespielt, die Ouvertüre zur neuen Oper Mchul's. Dann sang Crescentini eine seiner schmelzenden italienischen Arien, verbrämt mit den kunstvollsten Trillern, darauf Garat ein französisches Volkslied.

Nun trat Hermance auf. Bleich, stolz, ruhig und blendend schön stand sie auf der Bühne mit ihrem Notenheft in der Hand.

„Ah,“ flüsterten die Herren, „sie ist viel schöner als die Branchu!“

„Sie ist reizend!“ flüsterten die Damen.

„Wie heißt diese Sängerin?“ fragte Napoleon.

„Mademoiselle Hermance,“ antwortete Josephine.

„Warum singt die Branchu nicht?“

„Weil sie krank ist.“

Die vielen in diese musikalische Intrigue Eingeweihten betrachteten die junge Dame mit dem größten Interesse und wünschten ihr im Stillen alles Gute. Auch Viktor Latour winkte ihr ermutigend zu. Nun begann sie die große Arie aus „Semiramide“ zu singen, damals die Bravourarie der Branchu und später auch die Glanzleistung der Catalani. Als sie geendet, wurde im Auditorium ein Gemurmel der höchsten Bewunderung laut. Einen so herrlichen Sopran hatte man bis dahin noch nicht gehört.

„Sie singt bewunderungswürdig,“ sagte Lätitia Bonaparte.

„Besser als die dicke Branchu,“ bemerkte Napoleon kopfnickend.

Darauf folgten andere Gesangsvorträge. Dann kam zum Beschluß des Konzerts das große Terzett aus der neuen Oper Mchul's an die Reihe. Hermance, Garat und Adriens erschienen zusammen auf der Bühne. Der Komponist, der seine eigenen Musikstücke selbst dirigierte, nahm wieder den Platz des Kapellmeisters im Orchester ein.

Er hob den Taktstock — und eine Fülle melodischer Harmonien nahm im Saal der Aurora während der nächsten Viertelstunde nicht nur die Ohren, sondern auch die Herzen gefangen. Tenor und Sopran flecten, wehklagen, schluchzen und weinten in den lieblichsten Tönen. Dazwischen dröhnte der Baß, zuerst voll Zorn, Haß und Wuth, aber zuletzt doch besiegt und milde gestimmt durch das sanfte Flehen, die ergreifende Klage, den elegischen Schmerz des Soprans. Um Gnade für die bedrängte Unschuld wurde in so rührenden Tönen gefleht und Gnade wurde endlich auch gewährt.

Hermance blieb die Siegerin in diesem gewaltigen und schönen musikalischen Wettstreit, das erkannte selbst der eitle Garat an.

Tief ergriffen war die Zuhörerschaft, selbst Bonaparte zeigte auf seinem steinernen Gesicht eine Bewegung der Rührung. Zuerst winkte er Mchul zu sich und sagte ihm allerlei Schmeicheles über die neue Oper. Darauf ließ er Hermance vortreten, die ihn nun flehend anschaute.

„Sie haben ganz herrlich gesungen, mein Fräulein!“ sagte er in so liebenswürdigem Tone, wie ihm möglich war. „Wahrlich, man begreift, daß der Tyrann der Oper nicht solchen holden Flehen, nicht solcher ergreifenden Klage zu widerstehen vermag!“

„So will ich denn wünschen,“ erwiderte sie mit zitternder Stimme, „daß der erste Konsul, der doch gewiß kein Tyrann sein will, nun auch mein demüthiges Flehen erhöere!“

„Was soll das bedeuten, mein Fräulein?“ fragte Bonaparte erstaunt.

„Bürger Konsul,“ sprach die Sängerin und

ihre Stimme festigte sich, „ich bin Hermance Saraman, die Tochter des Generals, der jetzt eingekerkert ist, weil angeklagt der Theilnahme an politischen Untrieben des Generals Bichegru. Aber die Anklage ist falsch und ungerecht! Als Bichegru den Oberbefehl über die Sambre- und Maasarmee hatte und siegreich in den Niederlanden vordrang, diente mein Vater unter ihm, und sie waren Freunde. Jahrelang nachher sahen sie sich nicht. Da kam Bichegru zu Anfang dieses Jahres heimlich nach Paris — er war ja aus Cayenne, wohin man ihn verbannt, nach England entflohen, zweimal besuchte er Abends meinen Vater in unserer Wohnung in der Straße St. Honoré. Sie haben aber nur als alte Freunde von persönlichen Dingen gesprochen und kein Wort von politischen Untrieben — das kann ich beschwören, denn ich war beide Male bei der Unterredung zugegen, ebenso auch meine Mutter. Unseren wahrheitsgemäßen Aussagen wurde aber kein Glauben geschenkt — ach, die geheime politische Polizei ist ja so mißtrauisch! Bürger Konsul, glauben Sie mir, was ich sage?“

Napoleon schaute wohlwollend das schöne junge Mädchen an.

„Sie spricht die Wahrheit!“ flüsterte die gutherzige Josephine dem Gemahle zu.

„Ja, daran ist nicht zu zweifeln, mein Sohn!“ sagte Lätitia Bonaparte.

Der erste Konsul sprach: „Ein solcher Mund, dem so holde Töne entquollen, kann nicht lügen! Ihre Zeugenaussage genügt, mein Fräulein. Ich glaube Ihnen! Sogleich werde ich einen Freilassungsbefehl für den General Saraman ausfertigen lassen und unterzeichnen. Vor Mitternacht wird Ihr Vater frei und in seiner Wohnung sein. Sind Sie nun mit mir zufrieden?“

Hermance sprach unter Thränen der Freude ihren Dank aus. Und alle Anderen im Saale riefen: „Es lebe Bonaparte der Gerechte! Es lebe der erste Konsul!“

So hatte die seltsame musikalische Intrigue denn den schönsten Erfolg gehabt. Napoleon spendete dann auch Garat, Crescentini, Adriens und den anderen Künstlern seine Lobspprüche. Darauf erhob er sich und gab so das Zeichen zum allgemeinen Ausbruch.

Hermance fand noch Zeit, mit ihrem Verlobten einige Worte des höchsten Glückes schnell zu tauschen. Dann fuhr sie nach Hause und brachte ihrer Mutter die ersehnte frohe Kunde. Eine halbe Stunde vor Mitternacht erschien der General. Er war frei. Wie staunte er, als er vernahm, daß er seiner Hermance die Freiheit verbanke! Am folgenden Morgen traf ein kostbares Geschenk für dieselbe ein. Der erste Konsul schickte ihr ein prachtvolles, mit Brillanten besetztes Armband.

Vielen der verhafteten wirklichen oder vermeintlichen Theilnehmer an der Bichegru'schen Verschwörung gegen Bonaparte's ehrgeizige Pläne erging es sehr schlecht. Georges Cadoudal und neun Andere wurden enthauptet, fünfundvierzig minder Kompromittirte traf das Loos der Verbannung.

Allen damaligen und zukünftigen Verschwörern zum Trost setzte Napoleon sich noch in demselben Jahre 1804 die Kaiserkrone auf's Haupt. Er bestrebt sich dann angelegentlich, einen noch viel glanzvolleren Hofstaat um sich zu versammeln als zu seiner Konsularzeit. Viktor Latour, der bald zum Oberst ernannt wurde, nahm wieder den Grafentitel an und vermählte sich mit der Geliebten. Beide nahmen häufig Theil an den rauschenden Festlichkeiten des kaiserlichen Hofes, welche Komtesse Hermance zuweilen auf besonderen Wunsch Napoleon's durch ihre Gesangeskunst verschönte.



## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Ein Gaunerreich.** — In Petersburg hatte sich vor einigen Jahren ein junger gewandter Franzose, der sich Chevalier de F. nannte, eingefunden. Sein angenehmes Aeußere, verbunden mit gesellschaftlichen Talenten als Musiker, Tänzer und Schauspieler, verschaffte ihm bald Eintritt in vielen großen Häusern, ja sogar das Vertrauen und die Freundschaft hoher Personen. Es verschwanden aber nach und nach in den Salons, in denen er verkehrte, allerhand kostbare Gegenstände, Silbergeräth und Juwelen, und als man ihn eines Tages ertappte, wie er eben im Begriff war, von einem Spieltische eine fremde Börse in seinen Taschen verschwinden zu lassen, wurde er aus dem Hause gewiesen. Sich noch schlummerer Dinge bewußt und sicher, daß man der Polizei Anzeige machen würde, eilte der sogenannte Herr v. F.,

Petersburg und wo möglich Rußland gänzlich zu verlassen. Im Innern kam er glücklich ohne Paß weiter, wohl aber war ein solcher unerlässlich, um die Grenze des Reiches zu passiren. „Diese Vorschrift ist so streng, mein Herr,“ sagte ihm der Gastwirth in der Grenzstadt A., bei dem er eingekehrt war, „daß unser Gouverneur Alles wieder über die Grenze zurückschickt, was dieselbe unberufen und ohne Legitimation passiert hat.“ „Das ist vortreflich,“ dachte der Chevalier de F., und sogleich nahm er seine Maßregeln. Er begab sich zum Gouverneur, stellte sich demselben als ein Herr Baron von St.-A. aus Paris vor, dem es während seines Aufenthaltes in Ostpreußen schnell in den Sinn gekommen sei, einen ihm befreundeten polnischen Grafen, der ein Schloß jenseits der russischen Grenze bewohne, zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit sei der Wunsch in ihm rege geworden, einen kleinen Abstecher nach Petersburg zu machen, um daselbst noch etwas von den Wintervergüngen zu genießen,

hier aber mache man ihm die Weiterreise freitig. Er aber sei von der Bildung und dem richtigen Takt des Gouverneurs überzeugt, daß man ihn wegen der Vernachlässigung einer bloßen Förmlichkeit nicht um das Vergnügen einer Reise nach Petersburg bringen werde.

„Mein Herr,“ antwortete streng der Gouverneur, „hier handelt es sich weder um seine Bildung noch um den richtigen Takt, wohl aber um strenge Beobachtung meiner Vorschriften; Sie sind ohne Paß und ohne Erlaubniß über die Grenze gegangen; ganz in dieser Weise sollen Sie, dafür siehe ich Ihnen, dieselbe zurückschicken. Gehen Sie sich erst in Paris die vorschriftsmäßige Legitimation, dann kehren Sie zurück und nun“ — hier klingelte der General, und vornehm lächelnd, sagte er zu dem eintretenden Ordonnanzoffizier: „Diesen Herrn wird man sogleich in eine Kibitze setzen und über die Grenze bringen.“ Vergnügt setzte sich unser Gauner in die Kibitze.

## Humoristisches.



Am Ende seines Könnens.

Ist es wahr, Herr Professor, daß Sie alle lebenden Sprachen bewältigt haben?  
— Alle, bis auf diejenige meiner Frau!



Gründlich.

Kaufmann Gum Vater, der für seinen Sohn eine Lehrstelle sucht: Also nur Sexta und Quinta hat der junge Mann durchgemacht?  
— Aber gründlich; in der Quinta ist er vier Jahre gewesen!

Zwei Tage später traf bei dem Gouverneur eine amtliche Mittheilung des Polizeimeisters von Petersburg ein, die wörtlich lautete: „Ein junger Franzose, der, wie es sich nun erwiesen hat, fälschlich als Edelmann auftritt und sich in Petersburg Chevalier de F., in Riga aber Baron v. St.-A. nannte, doch ursprünglich Kellner in Baden, dann Schauspieler in Strahburg gewesen ist, hat hier zahllose Diebstähle und Betrügereien begangen und ist sodann gegen die Grenze hin entflohen. Alle Gouvernements- und Grenzbehörden werden aufgefordert, auf diesen gefährlichen Menschen, dessen Signalement beifolgt, ein wachsameres Auge zu haben und ihn beim Erscheinen an der Grenze sogleich zu verhaften und unverzüglich unter sicherer Begleitung hierher zu senden.“

Nachdem der General diesen Brief gelesen hatte, rief er, mit dem rechten Fuße auf die Erde stampfend, sehr verdrießlich aus: „Zum Henker, das ist ja der Kerl, den ich selbst habe über die Grenze fahren lassen!“ [v. M.]

**Sein gefuchtel.** — Die Leipziger Stadtgarnison war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts graublau und gelb uniformirt, weshalb man sie spottweise „die Blaumeisen“ nannte. Einst stand ein junger Student neben der Schildwache und bemerkte auf einem Baume eine wirkliche Blaumeise. Um die Schildwache zu necken, fragte er diese: „Was mag denn das dort noch für ein Vogel sein?“

„Das da?“ meinte der Soldat, „i nu heer'n Se 'mal, das werd Sie wohl ä Gelschnabel sein!“ [G. Sch.]

## Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 3.

Auflösung des Bilder-Räthfels „Tannenrinde“ in Nr. 1: Man beginne oben links und nehme zuerst jene Buchstaben, an welche die Gänge fast heranreichen, dann in derselben Folge die anderen. Man erhält:

„Wir ächten von den Vätern  
Und säen für die Spätern.“

## Arithmogriph.

- 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 eine Charakterchwäche,
- 2, 9, 10, 6, 5, 9 ein Faustkämpfer,
- 3, 2, 9, 10, 2, 3 eine biblische Person,
- 4, 8, 10, 6, 2, 8 ein Komponist,
- 5, 7, 2, 3, 8, 5, 6 ein männlicher Vorname,
- 6, 2, 8, 9, 5 ein Saiteninstrument,
- 7, 2, 4, 5, 6 ein Fehler,
- 8, 3, 4, 5 ein Amphibium,
- 9, 10, 5, 4, 6, 2 ein weiblicher Vorname,
- 10, 8, 7, 7, 5, 6 ein Insekt.

Auflösung folgt in Nr. 3.

## Somonym.

Wer es besitzt, den kleidet's immer,  
Und wer es nimmt, der handelt nimmer.  
Wer darauf geht, der ist bedacht,  
Daß Einem Er den Garaus macht.

Auflösung folgt in Nr. 3.

## Auflösungen von Nr. 1:

der Charade: Habenichts;  
des Scherz-Räthfels: Neptun, neun.

## Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung  
(M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt  
und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart.